



Brutalisierter Alltag: Aymad Adib ad-Daya, gestorben bei Kämpfen mit der israelischen Armee. Er sollte Polizist werden, darum die Pistole im Leichenschauhaus. KAI WIEDENHÖFER/AUS DEM BUCH

«Man sieht die andern nicht mehr»

Wenn der Krieg vor der Haustür stattfindet: Die **Reporterin Karin Wenger** über das Leben an der Nachrichtenfront

Es gibt «Konfliktparteien» im Nahen Osten. Und es gibt Menschen, die in diesem Inferno zu überleben versuchen. Über sie berichtet Karin Wenger in ihrem Buch «Checkpoint Huwara». Heute liest sie in Bern.

INTERVIEW: DANIEL DI FALCO

«BUND»: «Erst als ich aufhörte, den Konflikt ausschliesslich rational zu erfassen, begann ich zu verstehen, was er mit den Menschen macht.» Das schreiben Sie im Vorwort Ihres Buchs. Was ist damit gemeint?

KARIN WENGER: Es gibt sehr viele internationale Akteure; sie sitzen in New York oder Teheran und bestimmen dort den Konflikt – indem sie die Hamas oder die Fatah finanzieren, Israels Siedlungspolitik kritisieren oder stützen. Es ist aber etwas anderes, ein Leben in diesem Konflikt zu führen. Ich habe zwei Monate in Gaza gelebt, und bereits in dieser Zeit hat sich in mir so viel Wut angestaut, dass ich mir selber fremd geworden bin.

Wut?

Es vergeht dort kaum ein Tag ohne Einschläge israelischer Panzergranaten, ohne Überschallknall der Kampffjets und Schiessereien unter palästinensischen Milizen. Die latente Gefahr produziert permanenten Stress, sie macht die Menschen zu Getriebenen ihrer Aggressionen.

Und woher wissen Sie, dass es den Palästinensern genauso geht?

Von ihnen selber. Zudem reagiert jeder Mensch unter solchen Bedingungen ähnlich. Der Alltag ist geprägt von Schikanen an den Checkpoints, Ausreiseverboten, Verhaftungen; es gibt keinen Moment ohne diese Anspannung. Darum gehen so viele Ehen kaputt, und darum provoziert schon der Diebstahl einer Kuh Rache-morde zwischen Clans.

Das ist die Folge dieses Konflikts?

Zum grossen Teil sicher. Der Alltag zerfällt, das Menschliche wird ausgehöhlt, doch davon ist in den Nachrichten kaum je die Rede.

Was entgeht dem Publikum damit?

Wer diesen Zerfall und diese Aus-höhlung nicht sieht, sieht nicht das Ganze. Die Besetzung schafft Hass und Hoffnungslosigkeit unter den Palästinensern. Doch heute ist auch Israel eine traumatisierte Gesellschaft: Es gibt keine Generation, die keinen Krieg erlebt hat.

Mit dem Unterschied, dass es in Israel einen Alltag neben dem Konflikt gibt.

Ja. Aber das hat viel mit der Verdrängung der Angst und des Unrechts zu tun. Und die funktioniert nicht immer. Ich habe mit vielen ehemaligen Soldaten gesprochen und gemerkt, wie schwer es ihnen fällt, ihre zivilen Werte in Einklang zu bringen mit dem, was sie in der Armee zu tun hatten: Häuser zerstören, Leute drangsalieren, Gefangene verhören. Die Besetzung traumatisiert auch die Besetzer.

Im Buch porträtieren Sie auch Soldaten, die heute in der Gruppe «Breaking the Silence» aktiv sind. Welches Schweigen ist da gemeint?

Israel hat eine freie Presse, doch es spricht nicht über den Alltag der Besetzung. Wer es trotzdem tut, wird marginalisiert. Das gilt für die Menschenrechtsaktivisten und die kritischen «Neuen Historiker» ge-

nauso wie für jene Soldaten, die ihre Erfahrungen öffentlich machen. Die Politik des Boykotts und der Isolierung, die Israel gegenüber den

«Die Besetzung traumatisiert auch die Besetzer.»

Palästinensern verfolgt, verändert auch die Wahrnehmung: Man sieht die andern nicht mehr.

Israel begründet die Abriegelung mit seiner Sicherheit.

Die muss es geben. Aber die Isolation hat die Extremisten in der Hamas gestärkt und nicht etwa geschwächt, und langfristig bewirkt sie das Gegenteil von Sicherheit: Armut, Verzweiflung und Hass. Früher hatten Palästinenser Arbeit in Israel, und Israelis hatten Bekannte in Gaza. Das ist vorbei. Heute leben im Gazastreifen 1,5 Millionen Menschen, die Hälfte ist unter sechzehn Jahre alt – eine ganze Generation kennt die Israelis nur noch als Soldaten.

Für Israel sind die Mauer und die Isolationspolitik doch ein Erfolg: Es gibt kaum noch Attentate.

Die Mauer mag ein Grund dafür sein – ein anderer ist der Waffenstillstand mit der Hamas. Wer dauer-

haft Sicherheit will, braucht gute nachbarschaftliche Beziehungen.

Einem Selbstmordattentäter ist der Nachbar egal.

Nur so lange, wie er nichts zu verlieren hat und der andere auf seine Kosten lebt. Die palästinensischen Attentäter sind keine Islamisten, sondern Verzweifelte, die im Elend der Besetzung auf die Islamisten hereinfallen. Niemand wirft sein Leben einfach so hin. Das haben mir die Gespräche mit jungen Leuten gezeigt, die bereit sind, an einem Checkpoint eine Waffe zu ziehen – in aller Gewissheit, dabei erschossen zu werden.

Zur journalistischen Arbeit gehört der Blick auf beide Seiten. Ist er in diesem Konflikt noch möglich?

Israel kontrolliert den Zugang zu den Palästinensergebieten; das macht es sehr schwierig, aus dem Alltag unter der Besetzung zu berichten. Darum sitzen auch die meisten Journalisten in Jerusalem oder Tel Aviv.

Die Propaganda ist allgegenwärtig. Wie entgeht man ihr?

Man muss sich selber ein Bild machen, um nicht von den offiziellen Quellen abhängig zu sein. Im Juni 2006 gab es eine Explosion am Strand von Gaza, sieben Leute star-

ben. Israels Armee wurde beschuldigt, Granaten auf den Strand abgefeuert zu haben, wies das aber von sich und sprach von einer palästinensischen Mine. Ich habe die Ärzte in den Spitälern besucht und bin zum selben Schluss gekommen wie die Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch: Das waren Verletzungen, wie sie nicht Minen, sondern Granaten anrichten.

Propaganda betreiben doch auch die Palästinenser.

Natürlich. An jedem Problem ist Israelschuld – das ist ihre Version. Die

«Man muss die Distanz des Berichterstatters aufgeben, wenn man diesen Konflikt verstehen will.»

palästinensische Gesellschaft ist alles andere als offen, es gibt unglaublich viele Tabus: die Ehrenmorde, die Clanwirtschaft oder die willkürliche Verfolgung vermeintlicher Kollaborateure. Und die Besetzung ist immer der Vorwand dafür, dass darüber nicht gesprochen wird.

Wie sehen Sie Ihre Rolle als Berichterstatterin?

Ich will von den Menschen in diesem Konflikt berichten. Olmert sagt dies, Abbas sagt das, eine Explosion dort – aus den politischen Nachrichten allein wird man nicht schlau. Da ist von «Konfliktparteien» und von «Kollateralschäden» die Rede; so verschwinden die Menschen.

Diesen Menschen kommen Sie in Ihrem Buch sehr nahe. Wie haben Sie ihr Vertrauen gewonnen?

Durch Freundschaften, die sich über Jahre entwickelt haben. Ich habe am Leben der Palästinenser und der Israelis teilgenommen – wenn auch mit dem entscheidenden Privileg, dass ich immer ausreisen konnte, wenn ich wollte.

Geht bei dieser Nähe nicht die Distanz verloren? Man könnte auch sagen: Gerade das Leben vor Ort gefährdet die journalistische Unabhängigkeit.

Man muss diese Distanz aufgeben, wenn man den Konflikt ganz verstehen und authentisch darüber schreiben will. Wie soll ich das Innenleben meiner Protagonisten verstehen, wenn ich sie von aussen beobachte und analysiere? Im Schreibprozess ist der Schritt zurück in die Distanz dann aber unabdingbar.

«CHECKPOINT HUWARA»

Kein Verständnis für Helden

An einem nassen Wintertag kommt Mohammed zurück, mit einem Plastiksack, darin «Sofies Welt», sein Lieblingsbuch. Anderthalb Jahre war er in israelischen Gefängnissen, nachdem er einem Freund Geld geliehen hatte, der für die Al-Aksa-Brigaden kämpfte. Mohammed ist keiner von ihnen. Jetzt ist er gezeichnet von den Verhören, er findet sich draussen nicht mehr zurecht, er beisst sich die Fingernägel ab und sagt: «Ich wünsche mir eine Welt ohne Helden.»

Daran hält sich Karin Wenger in ihrem Buch. Sie porträtiert Besetzer und Besetzte – israelische Soldaten, die ihre Armee kritisieren (ein Sakrileg in ihrem Land), genauso wie palästinensische Väter und Mütter, die alles andere als stolz sind, ihre Kinder als tote «Märtyrer» in den Nachrichten zu sehen. Die offiziellen Helden dagegen, die Drahtzieher und die Wortführer bleiben Randfiguren in «Checkpoint Huwara».

Wengers Buch berührt und bestürzt gerade darum, weil sie ihren

Gewährleuten das Wort überlässt und so dem Schrecken sehr nahe kommt. Und weil sie auch in ihren eigenen Berichten, die sie zwischen die Porträts montiert, immer lakonisch bleibt. In spröden, kurzatmigen Sätzen erzählt sie vom Sirren der Granaten, bevor sie in Gaza einschlagen, und vom Blick auf die Köpfe derer, die sie dann treffen: «Wo ist das Schädeldach? Eine faustgrosse Öffnung, gezackt wie ein Scherenschnitt.» So berichtet die Reporterin aus einem Alltag,

den der Konflikt in ein Inferno verwandelt hat. Und sie bemüht sich um Verständnis für jene, die darin verstrickt sind, ob als Widerstandskämpfer oder Soldat. Verständnis freilich nur bis zu dem kategorischen Punkt, da das Leid der Palästinenser gegen Israel spricht: Für Wenger ist die Besetzung das Unrecht des Stärkeren. (ddf)

[i] LESUNG heute um 19.30 Uhr, Restaurant Zähringer, Bern. Das Buch ist bei NZZ Libro erschienen.

ZUR PERSON



TOBIAS HITSCH

Karin Wenger (29) ist freischaffende Journalistin und berichtet vor allem für den «Bund» und die NZZ aus Nahost. Sie hat Medienwissenschaften, Journalistik, Politologie und Arabisch studiert, unter anderem an der Universität Birzeit bei Ramallah. Seit 2003 lebte sie längere Zeit in den Palästinensergebieten. 2006 erhielt sie den Zürcher Journalistenpreis.